

VORWORT

Sonst ist Deutschland auf der historisch-politischen Landkarte eines afrikanischen Schülers, Studenten oder Gebildeten weiterhin ein weißer Fleck.¹

Diderot hatte sich eine Natur gedacht, die mit den Atomen Würfel spielt, die Welt erschafft und die denkenden Wesen dank der sich aus der »Menge der Würfe« ergebenden Wahrscheinlichkeit hervorbringt. Mallarmé macht aus dem Denken und dem Zufall ein unauflösliches Paar, so unauflöslich, daß er der Gestalt des Gedichtes auf der Seite, seiner offenen, räumlich auseinandergerückten Syntax den Anblick einer Sendung von *Missilia* verleiht, die mit gleichsam regelmäßiger Bewegung von oben nach unten über die Doppelseite, von der Höhe in den »Abgrund« geworfen sind. Der Wurf ist analog einer Milchstraße, wobei - auf der letzten Seite - »eine Konstellation« in der Schwebe bleibt. Die Gabe wird die einer »vollständigen Rechnungsaufstellung«, das heißt einer Welt sein und zugleich eines unendlich offenen Raumes (»nichts wird sich verorten außer dem Ort«). Mallarmé situiert seinen Versuch »neben dem persönlichen Gesang«. Es ist dennoch nicht der unpersönliche Zufall, der hier spricht, sondern eine »reine und komplexe Einbildungskraft«. In letzter Instanz beharrt Mallarmé darauf, das Bild des Wurfes und des Hervorquellens lebendig zu erhalten; er bezeichnet am Ende seines Vorworts zu *Un coup des dés* die Poesie als die »einzige Quelle«.²

Das Gedicht Mallarmés, auf das sich Starobinski in diesem Text bezieht, der im Zusammenhang einer von ihm betreuten Ausstellung zur Gabe und der Großzügigkeit (*Largesse*) entstanden ist, *Un coup de dés jamais n'abolira le hasard*³, versucht einen Würfelwurf auf einer Buchseite dar-

-
- 1 Jochen R. Klicker: Geleitwort: Ein Afrika oder viele - Geschichtsschreibung aus einem zerrissenen Kontinent, in: Joseph Ki-Zerbo, Die Geschichte Schwarzafrikas, übers. v. Elke Hammer, Frankfurt a.M.: Fischer 1981, S.15-18, hier: S.15
 - 2 Jean Starobinski: Gute Gaben, schlimme Gaben - Die Ambivalenz sozialer Gesten, übersetzt von Horst Günther, Frankfurt a.M.: Fischer 1994, S.160
 - 3 Stephane Mallarmé, *Un coup de dés jamais n'abolira le hasard*/Ein Würfelwurf niemals je auslöschen wird den Zufall, übersetzt von Carl Fischer, in:

zustellen. Mehr noch, es versucht den Moment der Bewegung selbst, den Übergang zwischen dem Werfen und dem Auftreffen der Würfel, graphisch hervortreten zu lassen. So kann es zugleich *eine Welt* und einen *unendlich offenen Raum* zeigen, wie Starobinski sagt, also das, was erscheinen will und die Anwesenheit von etwas, was dieses Erscheinen zum Verschwinden zu bringen versucht. Diese andere Seite des Erscheinens, das Ereignis des Geworfenwerdens, der Übergangsraum zwischen ›Schon-geworfen‹ und ›Noch-nicht-angekommen‹, zwischen ›Im-Erscheinen‹ und ›Im-Verschwinden‹, wird in der Graphie des Gedichts zur Weiße des Papiers, zu – wie es im entsprechenden Jargon heißt – *blanks*. »Le papier intervient chaque fois qu’une image, d’elle-même, cesse ou rentre, acceptant la succession d’autres [...]«⁴, schreibt Mallarmé im Vorwort zu *Un coup de dés*. Diese Weiße, diese *blancs* oder *blanks* erscheinen, wenn das Alte vorüberzugehen oder sich zu wiederholen scheint und das Neue im Kommen ist oder in der Wiederholung ausgeschlossen werden soll. Sie sind die Voraussetzung jeder Wiederholung und jeder Hervorbringung, also jeder Kontinuität und jedes Neuen – als deren Unmöglichkeit: das Immergleiche und das, was die Wiederholung von dem, was wiederholt werden soll, grundsätzlich unterscheidet. Diese Weiße scheint unsichtbar, obwohl sie immer sichtbar bleibt; sie scheint abwesend und doch ist ihre Anwesenheit die Bedingung – so könnte man sagen, auch wenn es etwas esoterisch klingen mag – von allem.

Denn: In einem ganz bestimmten Sinne – so verstehe ich Starobinski – ist dieses Weiß, sind diese *blanks* die einzige Möglichkeit ein Ereignis zu figurieren, das sich in seiner Immaterialität und Ortlosigkeit jeder Darstellung widersetzt, ja, das in seiner Darstellung ausgelöscht zu werden droht: die Gabe, das Ereignis des Gebens selbst, das in jedem Würfelwurf hervortritt, ihn ermöglicht um dann scheinbar zu verschwinden. Damit überträgt Starobinski die Graphie Mallarmés in den kulturellen Raum. Folgt man dieser Lesart, so bezeichnet die Gabe die Möglichkeit des Werfens selbst, die Möglichkeit der Hervorbringung einer Welt und das, was von ihr ausgeschlossen wird und dennoch anwesend bleibt. Insofern zeigt Mallarmés Thematisierung des Weiß lediglich das, was immer schon da ist: »[...] je ne transgresse cette mesure, seulement la disperse«⁵. Seine Graphie macht die innere

Ders., *Sämtliche Dichtungen*, Zweisprachige Ausgabe, München: dtv 1995, S.221-265

- 4 »Das Papier drängt sich immer dann auf, wenn ein Bild sich von selbst verliert oder zurücktritt, anderen das Kommen überlassend [...]«
Mallarmé, *Un coup de dés*, S.222/223
- 5 »[...] dieses Verhältnis überschreite ich nicht, verteile den Raum nur.«
Mallarmé, *Un coup de dés*, S.222/223

Dynamik kultureller Performanz als Gleichzeitigkeit von Öffnung und Schließung, aber auch beider Unmöglichkeit, die unauslöschliche Anwesenheit des in der Performanz Ausgeschlossenen sichtbar. Diese Anwesenheit des Abwesenden und Ausgeschlossenen wird zu jener *unique source*, der Mallarmé in der Poesie begegnet. In ihr öffnet sich etwas, das nirgendwo hin will und nirgends ankommt. Es ist ein Moment der Nähe, der hier aufscheint, der Augenblick einer Begegnung zwischen Ortlosigkeit und Verortung, Bewegung und Statik. Auf die grundlegende Konzeptionalisierung der Gabe in Marcel Mauss' *Essai sur le don*⁶ zurückkommend und über sie hinausgehend lese ich die Gabe vor allem als diese Einzigartigkeit, die sich zwischen Menschen – oder eher: Singularitäten – ereignet und doch jede Individualität auflöst: in der Intimität einer Begegnung jenseits kultureller Festbeschreibung. Dennoch und gerade deshalb ist es dieses Ereignis der Gabe, des Gebens, das die Prozessualität von Kultur ermöglicht. Seine Sichtbarmachung bleibt einer »reinen und komplexen Einbildungskraft« vorbehalten, die sich den kulturellen Verortungen, den Phantasmen entzieht.

Was hat es demgegenüber aber mit dem Inzest auf sich, den der Titel dieser Arbeit ebenso als *blank space* bezeichnet? In einem jüngst erschienenen Sammelband mit Aufsätzen zu den historischen Figurationen des Inzest heißt es:

Und wie das Inzesttabu sich auf etwas bezieht, das womöglich ebenso heftig begehrt wie gefürchtet wird und als Verbot seine Transgression schon impliziert, wird dabei ersichtlich, dass der Komplex Inzest im Kern die Problematik einer Grenzziehung darstellt: der Grenze zwischen Nähe und Distanz, Liebe und Sexualität, Verwandtschaft und Gesellschaft, sozial geachteten oder geächteten Beziehungen.⁷

Das Inzesttabu ist die Grenzziehung schlechthin. Es bezeichnet jene fundamentale Grenze zwischen Intimität und Distanz, Innen und Außen, auf der jede Kultur sich gründet. Diese Grenzziehung ist unverzichtbar und universal. Ich halte an dieser Grenze jedoch nicht fest, um sie zum Fundament einer ewigen Symbolischen Ordnung zu machen, sondern – im

6 Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, übersetzt von Eva Moldenhauer, in: Ders., Soziologie und Anthropologie 2, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, S.11-173

7 Jutta Eming/Claudia Jarzebowski/Claudia Ulbrich, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Historische Inzestdiskurse, Königstein/Taunus: Helmer 2003, S.9-20, hier: S.9f.

Gegenteil – um von ihr aus jene Ortlosigkeit zu denken, die Ordnung zugleich ermöglicht und durchkreuzt: den »unendlich offenen Raum« der Gabe.⁸ Die notwendige Grenzziehung des Inzesttabus ist auf genau diesen Übergang gerichtet. Sie setzt – etwas verkürzt ausgedrückt – das unmögliche Objekt des Inzests an die Stelle des Gabenereignisses und tabuisiert es. Damit ermöglicht es zugleich die Bindung und Ausschließung der Gabe. Allerdings um den Preis einer grundsätzlichen und ihrem Wesen nach gewaltförmigen Ambivalenz. Während Kultur sich nämlich auf der einen Seite erst in dieser fundamentalen Grenzziehung, der Ausschließung der Gabe, konstituieren kann, droht andererseits die Versiegelung des kulturellen Raumes durch das auf diesen Ausschluss bezogene Phantasma einer ›inzestuösen‹ Souveränität. Diese stets gefährdete Gleichzeitigkeit von Öffnung und Schließung, dieser unmögliche Zwischenraum einer aporetischen Konstellation ermöglicht kulturelle Prozessualität. Das ist die grundlegende These meiner Arbeit. Ich habe versucht, den (De-)Figurationen dieses Zwischen in theoretischen und literarischen Texten nachzuspüren, es in seiner Komplexität sichtbar zu machen und eine Möglichkeit seiner Statt-Gabe diesseits der Gewalt aufzufinden.

Die Arbeit gliedert sich dabei in vier Teile, die die unterschiedlichen Ebenen und ›Dimensionen‹ dieser Prozessualität zu beleuchten versuchen. Gleichzeitig bauen sie aufeinander auf. Während der erste Teil eher einleitenden Charakter hat, besteht der letzte aus Skizzen zu drei noch ausstehenden Lektüren, die den Rahmen der Arbeit bereits wieder aufzulösen beginnen. Die beiden mittleren Teile bilden somit so etwas wie ihren Kern. Während der zweite Teil anhand einer umfangreichen Lektüre von Joseph Conrads *Heart of Darkness* die innere Dynamik der inzestuösen Phantasmen im Zusammenhang von Migration, Exil, vor allem aber der kolonialen Einverleibung der Welt nachvollzieht, bringt der dritte Teil

8 Bis zu diesem Punkt würde ich jedenfalls Judith Butler folgen, wenn sie – bspw. in ihrem Antigone-Buch – auf der sozialen Konstruiertheit des Symbolischen beharrt: »Meiner Ansicht nach ist die Unterscheidung zwischen symbolischem und sozialem Gesetz letzten Endes nicht haltbar; ich glaube, das Symbolische selbst ist nicht nur eine Ablagerung gesellschaftlicher Praktiken, sondern radikale Veränderungen in den Verwandtschaftsverhältnissen verlangen eine Neuformulierung der strukturalistischen Voraussetzungen der Psychoanalyse und damit der zeitgenössischen Sexual- und Geschlechtertheorie.« Judith Butler: *Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, übersetzt von Reiner Ansén, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S.40
Die daraus zu ziehende Konsequenz läge vielleicht weniger darin, die strukturalen Voraussetzungen der Psychoanalyse den veränderten Gegebenheiten anzupassen, sondern wohl eher darin, an den Möglichkeiten anzuknüpfen, die sie bereitstellt, um das, was die Veränderbarkeit selbst ausmacht, die Bedingungen der ihr zugrundeliegenden Prozessualität, zu denken.

mit der Gabe eine andere, nichtphantasmatische Geste ins Spiel. Die Bewegung, die ich dort zu rekonstruieren versuche, nenne ich *maternité*. Sie bezeichnet – diesseits der Ambivalenz des Tabus – die Gleichzeitigkeit von Bindung und Trennung als einer Bewegung, deren Grundlage eine unbedingte ›Passivität‹ und Voraussetzungslosigkeit ist.

Diese Darstellung verdeckt vielleicht, was einer genaueren Lektüre sicherlich nicht verborgen bleibt: dass sich unter dem dünnen Firnis nachträglicher Überarbeitung die verschiedensten ›Epochen‹ meiner Beschäftigung mit diesen Themen abgelagert haben. Sie ist nicht nur deshalb – wie jeder Text – ein Schauplatz der Nachträglichkeit geworden. Ich halte die Widersprüche, Redundanzen und die inhaltliche und stilistische Disparatheit, die sich daraus ergeben, nicht nur für eine Schwäche: Sie spiegeln auch die Problematik der Fragestellung selbst, vor allem aber die Umstände, unter denen diese Arbeit entstanden ist und die sie ermöglicht haben. Die vier (nunmehr fast sechs) Jahre, die seit den ersten Entwürfen vergangen sind (ganz zu schweigen von den Jahren, die diesen ersten Entwürfen vorausgingen), haben sie selbst zu einem zentralen Umstand meines Lebens gemacht und ich freue mich nicht nur, dass diese Zeit zu Ende geht (gegangen ist).

Diese Zeit war eine des intensiven Austauschs, inspirierender Diskussionen und – manchmal auch – Begegnungen. Die für mich wichtigste Begegnung in diesen Jahren hat sich nachdrücklich in der Arbeit niedergeschlagen. Zu der Form, die dieser Niederschlag in ihr findet, haben viele beigetragen. Ohne die Diskussion der einzelnen Teile der Arbeit im Kolloquium von Reinhold Görling und Xenia Rajewsky wäre sie jedenfalls nicht möglich gewesen. Bei seinen TeilnehmerInnen, denen, die inzwischen nicht mehr dabei sind, und bei Sabine Fries, Trias Kolokitha, Barbara Rodt, Tobias Hinrichs und Kay Sulk (dessen Literaturhinweise von großer Bedeutung waren) möchte ich mich deshalb zuallererst bedanken. Nicht nur die Ermunterung und der Ansporn durch Xenia Rajewsky, auch ihr in die entlegensten Winkel führendes Wissen, ihre theoretische Abenteuerlust und Begeisterung haben mich mit dazu angestiftet, mich auf so etwas wie diese Arbeit überhaupt erst einzulassen. Reinhold Görling hat entscheidenden Anteil an ihrer inhaltlichen Ausrichtung, gerade weil er sich meinen Versuchen, den abgeschlossenen Raum väterlicher Autorität zu erreichen, immer entziehen konnte: Dennoch ist er während des Schreibens immer der imaginäre ›erste Leser‹ geblieben. Seine Kommentare und seine Kritik haben das eigentliche Nachdenken erst beginnen lassen und so den Horizont der Arbeit immer wieder neu öffnen können. Joachim Söder-Mahlmann hat mich eingeführt in die geheimnisvolle Welt der Ethnologie und des Gabentauschs und damit ver-

danke ich vor allem ihm, dass diese Arbeit sich überhaupt erst abzeichnen begann. Alfred Krovoza möchte ich dafür danken, dass er den Raum für diese Art von Arbeit an der Universität Hannover (mit-) geschaffen hat und sie an zwei entscheidenden Punkten – zu Beginn und am Ende – ohne Zögern unterstützte.

Vor allem sind es jedoch die Gespräche und Diskussionen mit Martin Koch, Klaus Bock von Wülfringen und Susanne Völker, die – auf sehr unterschiedliche Weise – mein Leben mit der Arbeit bestimmten. Martins kritische und intensive Begleitung des Entstehungsprozesses, seine Offenheit und Diskutierlust waren für mich beinahe so wichtig wie seine mit mir in nächtlichen Telefonaten bei Rotwein, Bier und Zigaretten geteilten Vorlieben. Klaus' Urteil war die Richtschnur meiner Anstrengungen. Ihm ein ›ich glaube, so geht es‹ zu entlocken, war stets Anlass für einen Seufzer der Erleichterung. Seinem gestrengen Blick bei der Endkorrektur verdankt der Leser oder die Leserin darüber hinaus die Beseitigung der Stellen, an denen mich der Wille zur möglichst blumigen Formulierung weit übers Ziel hinaus getragen hat. Er konnte sich allerdings nicht immer und überall durchsetzen...

Ohne Susanne hätte es diese Arbeit in mehrfacher Hinsicht nicht gegeben. Vieles haben wir zusammen gedacht, vieles zusammen gelebt, den Rest hat unser gemeinsames Leben ermöglicht. Immer konnte ich mich auf Susannes wissenschaftliche Kompetenz und Klugheit verlassen, auf ihre entschiedene Parteilichkeit und ihre nicht minder entschiedene Offenheit. Das aber, wofür ich mich bei ihr zuallererst bedanken möchte, führt aus dem Rahmen dieses Vorworts hinaus – auf einen winzigen Balkon im Berliner Sommer, einen Spaziergang bei Erkner... Und – zu Marthe und damit zu derjenigen, die, sollte es ein Wort von Bedeutung in dieser Arbeit geben, den alleinigen Anspruch darauf erheben kann.

Die Kinder, Eltern und Erzieherinnen der ›Gruppe drei‹ der Kita Flohkiste in Berlin, Prenzlauer Berg, haben mit dafür gesorgt, dass ich der Zeit, die nun auf zweifache Weise zu Ende geht, schon jetzt nachtrauere. Mark Dannehl und Andreas Henze sei dafür gedankt, dass manches bleibt und Götz Widiger für Rettung in allerletzter Minute.

Und zu guter letzt: Ich danke meinen Eltern für das Vertrauen, das sie mir gegeben haben.

So weit, das war's.

Berlin, im November 2003
(und Berlin/Düsseldorf/Kassel, im Mai 2005)